Redaktion und Administration: Krakau, Dunajewskigasse Nr. 5.
Telefon: Tag 2314, Nacht 3546.
Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG.
Postsparkassenkonto Nr. 144.538.
Zuschriften sind nur an die Adresse „Krakauer Zeitung“ Krakau 1, Abt. für Militär, zu richten.
Manuskripte werden nicht rückgesandt.



KRAKAUER ZEITUNG

Bezugspreis:
Einzelnummer . . . . 10 h
Monatsabonnement für Krakau mit Zustellung ins Haus K 2·40, Postversand nach auswärts K 3·—
Alleinige Inseratenannahme für Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme von Galizien und den okkupierten Provinzen) und das Ausland bei M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I., Wollzeile 16.

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. U. K. FESTUNGS-KOMMANDOS KRAKAU.

III. Jahrgang. Sonntag, den 8. April 1917. Nr. 98.

Die nächste Nummer der „Krakauer Zeitung“ erscheint Montag, den 9. ds. zur gewohnten Stunde.

Oesterr.-ung. Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 7. April 1917. Wien, 7. April 1917

Oestlicher Kriegsschauplatz:

In den Waldkarpathen und südlich von Stanislau stiessen russische Aufklärungsabteilungen vergeblich gegen unsere Linien vor.

An vielen Stellen Vorfeldgeplänkel.

Italienischer und südöstlicher Kriegsschauplatz:

Keine besonderen Ereignisse.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: **v. Höfer,** FML.

Ostergrüsse österreichisch-ungarischer Heerführer.

Generaloberst Erzherzog Josef:

Seitdem die Karpathenfront in die beabsichtigte Linie gelangte und hier alle meist sehr starken Gegenaktionen des Feindes scheiterten, ist im grossen eine Pause eingetreten, in welcher feindesseits wohl immer wieder versucht wird, überraschend oder manchesmal bei sehr starker Feuervorbereitung lokal zu bezeichnende Erfolge zu erringen. Wenn auch diese an drei Stellen ihm geglückt waren, hatte er nicht die Möglichkeit, dieser Erfolge sich lange zu erfreuen, denn unsere herrlichen Truppen haben nach genauestem Studium und Ausnützung aller zum Erfolge notwendigen Faktoren dem Gegner bei durchwegs sehr geringen eigenen Verlusten im Sturme entrissen; an anderen Stellen wurde wieder unsere Stellung durch sukzessives Vorschieben unserer Sicherungs- und Kampflinien so verbessert, dass wir berechtigtermassen ganz beruhigt einer noch so mächtigen Frühjahrsoffensive des Feindes entgegensehen können. Diese muss und wird unbedingt scheitern, wenn auch kleine Schwankungen, die eine unvermeidliche Eigenheit des Stellungskrieges sind und die gar nichts zu bedeuten haben, eventuell eintreten können.

Unsere Helden und die Karpathen sind ein Wall, an dem der Feind sich totrennt, sein Heer und Volk gewissenlos auf die Schlachtbank führt, ein Wall, auf dessen Unzerbrechlichkeit mit Gotteshilfe der siegreiche Frieden gebaut wird, und aus ihm unsere Zukunft im Wohlsein unserer herrlichen Nationen erblühen wird. In Gottes gerechtem Urteil stürzen der Feinde Länder aussen und innen zerrüttet zusammen, weggefegt innere Ruhe, Wohlstand; Monarchien, im Blute des Bürgerkrieges ertränkt. Bei uns hingegen nach allen unerhörten Leiden bald dreijährigen Krieges und eines Winters von noch nie dagewesener Strenge ist Vertrauen, Siegeshoffnung, Selbstbewusstsein und Wille, den Krieg zum siegreichen Ende mit allen Mitteln zu führen, noch fester und unerschütterlicher denn je, frage man den Führer oder den Infanteristen, es gibt nur eine Antwort: „Wir werden siegen, denn Gott ist gerecht!“

Generaloberst Hermann Kövess von Kövesshaza:

Nach einem besonders strengen, langwährenden Winter erfüllt der erwachende Frühling mit dem kommenden Osterfeste die Herzen aller wackeren Krieger, die auf den eisstarrenden Spitzen und schneebedeckten Pässen der Karpathen treue Wacht hielten, mit neuer Siegeshoffnung. Zäh und hartnäckig versuchten die Russen, in den ersten Monaten des Jahres an einzelnen Frontabschnitten Raum zu gewinnen; alle ihre Unternehmungen scheiterten aber an dem Widerstande der an Tapferkeit wetteifernden österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen. Am Misserfolge des Feindes konnte auch der vorübergehende Verlust einiger Höhen, die im heldenmütigen Ansturm dann wiedergewonnen wurden, nichts ändern. Im Monate März erhob in Russland die Revolution ihr blutiges Haupt. Die Masse der russischen Fronttruppen scheint den gewaltigen Umsturz in der Regierungsform ihres ausgedehnten Heimatlandes noch nicht ganz und richtig erfasst zu haben. Immerhin finden sich vereinzelte russische Gefangene, die erklären, dass sie nicht für diejenigen kämpfen wollen, welche ihren Zaren zur Abdankung zwangen. Was soll man aber von einem Offizierskorps denken, in dem sich auf die Nachricht von einer Absetzung des obersten Kriegsherren, keine Hand erhebt, um den angestammten Herrscher, dem jeder Offizier den heiligen Treueid geleistet hat, zu schützen? Diese Haltung, sowie die durch manche Massnahmen der neuen Regierung zu erwartende Erschütterung der Autorität werden dem Ansehen des russischen Offiziers und damit der Disziplin in der feindlichen Armee nicht förderlich sein, im Gegensatze dazu blicken die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen mit unerschütterlichem Vertrauen und ehrfurchtsvoller Liebe zu den hehren Gestalten ihrer allerhöchsten Kriegsherren empor, die sowie im Kriege auch im Frieden die pflichtbewussten und erfolgreichen Führer ihrer Heere und Völker sind. Ihrem Rufe werden Oesterreich-Ungarns und Deutschlands kampferprobte Söhne freudig mit stolzer Siegeszuversicht zu neuen Waffentaten folgen.

Generaloberst Eduard von Böhm-Ermolli:

In Erwartung der von unseren Feinden schon wiederholt angekündeten Frühjahrsoffensive steht die Ostfront „Gewehr im Arm“, vom besten Geiste beseelt, kampfbereit; während sich jenseits unserer Stacheldrahtmauer Ereignisse von nicht absehbarer Tragweite vollziehen. Es ist jedoch zu gewärtigen, dass die russische Revolution mit ihren nivellierenden Bestrebungen nicht ohne Rückwirkung auf das innere Gefüge der russischen Wehrmacht bleiben kann.

Generaloberst Svetozar Boroević von Bojna:

Anlässlich des Osterfestes kann ich nur das Beste von der Isonzo-Armee berichten. Der Gegner hat seit der neunten Isonzo-Schlacht keinen Infanterieangriff gewagt, ja er hat seit Neujahr selbst kleinere Zusammenstösse zu meiden gesucht, um seine gewaltigen Vorbereitungen für die nächste Schlacht um so eifriger betreiben zu können. Nur seine Artillerie sucht ihre gewaltige Zahl und reichliche Munition zur Geltung zu bringen, was für unsere unvergleichlichen Truppen auch an „ruhigen“ Tagen eine harte Prüfung bedeutet.

Was seit Neujahr sonst am Isonzo unternommen wurde, gehört unseren Streitern, auch sie haben sich mit ganzer Kraft für das Frühjahr vorbereitet. Nebenbei verstanden sie es aber, den lähmenden Stellungskampf durch kühne Angriffstätigkeiten zu beleben, ich hebe nur hervor: die Kämpfe in der zweiten Hälfte Jänner bei Kostanjevica, am Fajti hrib und bei Vertoiba, in welchen der Gegner 500 Gefangene und 8 Maschinengewehre einbüsste, die Sturmtruppenunternehmungen am 10. und 11. Februar im Wippachtal, die uns 1100 Gefangene und 15 Maschinengewehre einbrachten, die Aktion am 26. März südlich Biglia, bei der wir über 500 Gefangene machten. Hiezu kommen gewiss noch starke blutige Verluste.

Möge der Erbfeind heute oder morgen kommen oder mag er zagen, bis für uns das erlösende „Vorwärts“! erklingt — es soll uns recht sein. Wir werden die zehnte Schlacht mit Gottes Hilfe schlagen in dem felsenfesten Vertrauen auf den zehnten Sieg. Mit diesem ihren Kaiser und König huldigen zu können und die Bahn frei zu machen für eine gewaltige Zukunft der Monarchie, dies ist der glühendste Wunsch der Isonzo-Armee!

Generaloberst Franz Rohr:

Es lohnt sich, den Ausblick in die Zukunft von heute mit jenem vom Vorjahre zu vergleichen. Schon damals waren wir überzeugt, dass wir — dank unserer unerschütterlichen Widerstandskraft — siegen werden; doch wussten wir noch nicht, welche Ereignisse das uns günstige Kriegsende herbeiführen werden. Heute sehen wir klarer und erkennen schon deutlich die Mittel und Wege, welche unseren Endsieg heranreifen lassen, der Unterseebootkrieg wird zweifellos England bezwingen, Russland aber wird durch seine enormen inneren Umwälzungen, deren Tragweite wohl zu ahnen, aber noch nicht zu erkennen ist, zu Schritten genötigt sein, die seine bisherigen stolzen Weltbeherrschungspläne keinesfalls fördern dürften. Was sich jetzt in Russland vollzieht, ist wohl nur Reaktion auf die grossen Misserfolge in diesem Kriege, ist Unzufriedenheit der Kriegshetzer mit dem Verlauf der Geschehnisse, ist bittere Enttäuschung jener, die von den ungeheuerlichen Kraftentfaltungen der Entente das Kriegsende schon im Vorjahre erwartet haben. Diese Unzufriedenheit und Enttäuschung musste kommen, als Russlands Heere an der Kraftfülle der Mittelmächte zerschellten, besonders aber als die Rumänen nach ihrem kurzen anfänglichen Erfolge von den verbündeten Truppen unter der Führung unseres jetzigen Kaisers und Königs im Vereine mit den Kräften des Generalfeldmarschalls von Mackensen sowohl aus Ungarn als auch aus dem grössten Teile ihres eigenen Landes vertrieben wurden, ohne dass das gewaltige Russland ihnen hätte helfen können. Gleichwie die Enttäuschung des Gegners zunahm, so steigerte sich unser, übrigens auch in schweren Zeiten bewiesenes Selbstvertrauen aufs Höchste!

Heute steht meine Armee im festen Anschluss an die Nachbarn in grösster Zuversicht bereit, jeden neuen Ansturm des Feindes zurückzuweisen und keinen fussbreit der heimatlichen Scholle preiszugeben. — Es würde aber dem Geiste der Armee und dem Selbstbewusstsein jedes einzelnen Soldaten nicht Rechnung getragen werden, wollten wir uns begnügen, den Feind nur abzuwehren. Tatsächlich wetteifern alle Truppenkörper der Armee, ungarische, deutsche wie galizische Regimenter mit den Truppen unserer Verbündeten, um den Gegner durch — vorerst noch beschränkte — aber glänzend angelegte und kühn ausgeführte Unternehmungen Abbruch zu tun, die Erfolge im März: Die Wegnahme der Magyaroshöhen am 8. März, des Solyomtarrükkens am 23. März und der Höhen südlich des Uztales am 27. März sind der sprechendste Beweis für den vorzüglichen Geist, der die Truppen der Armee beseelt; diese Erfolge zeigen auch unverkennbar die vervollkommneteAusbildung derAbteilungen, eine Ausbildung, die selbst die schwierigsten Aufgaben zu lösen ermöglicht. Das Vaterland kann ruhig sein!

Generaloberst Karl Tersztyanszky von Nadas:

Auch im Kriege ist das Beständige der Wechsel! Seit Kriegsbeginn viel herumgekommen, habe ich viel gesehen und erlebt, vielerlei Stimmungen auf mich einwirken lassen und doch eigentlich überall, was den Geist der Truppen anbelangt, dieselben erfreulichen Eindrücke gewonnen.

Es hiesse Eulen nach Athen tragen, diese Wahrheit noch näher beleuchten zu wollen, sie ist eine feststehende Tatsache! Der einzige Unterschied zwischen der Stimmung bei Kriegsbeginn und jetzt besteht darin, dass an Stelle der aufschäumenden Kriegsbegeisterung das Gefühl ruhiger Sicherheit getreten ist. Der Winter 1916/17 zeigte an meiner Front das Bild intensiver, rastloser Tätigkeit auf allen militärischen Gebieten; von lokalen Kämpfen abgesehen, war das erste Vierteljahr 1917 eine Periode verhältnismässiger Ruhe, aber diese andauernde Kampfpause wurde fleissig ausgenützt. Die allgemeine Ausbildung wurde durch Spezialschulen erweitert, die praktische Schulung intensiv betrieben, die Ausrüstung vervollständigt, das materielle Wohl der Truppen gehoben und die Kriegserfahrungen an den einzelnen Frontteilen wurden durch entsprechende Massnahmen rasch zum Gemeingut der Gesamtfront gemacht, wir können demnach den kommenden Ereignissen in Ruhe entgegensehen; sie treffen uns nicht unvorbereitet, Ueberraschungen sind ausgeschlossen, für unsere ungebrochene Kraft erbringt die Entente selbst drastische Beweise; greift sie doch nach jedem Strohhalm, um sich zu stärken; die Heranziehung der Chinesen, um uns den Garaus zu machen, entbehrt gewiss nicht eines komischen Beigeschmacks, und die famose russische Umwälzung — ein Meisterstück englischer Perfidie gegenüber dem verbündeten Monarchen — zeigt, mit welchen Mitteln schon gearbeitet werden muss, um dieFortführung des Krieges zu erzwingen.

Bisher macht sich in der uns gegenüberbefindlichen Front gar keine Wirkung des russischen Umsturzes fühlbar und vom Standpunkte des Soldaten freue ich mich dieser sympathischen Haltung der feindlichen Fronttruppen imGegensatz zu der treulosen Haltung der höchsten Würdenträger im Hinterlande, gegenüber ihrem Souverän. Bleibt der Zuschub für die russischen Armeen nicht aus, so wird sich auch in der nächsten Zeit nicht viel ändern. Der brave Muschik wird für Mütterchen Russland weiterkämpfen. Aber wenn einmal die Millionen der Front die Waffen niederlegen und nachhause kommen, dann werden wohl auch diese mitsprechen und mag sich aus dem momentanen Dilemna: „Chaos oder Diktatur", welche Regierungsform immer entwickeln, an die Verwirklichung des Traumes von Föderativrepubliken glaube ich nicht, der Ruf nach „einer starken Hand" wird sich bei allen Parteien früher oder später geltend machen, und die Gefoppten werden wieder die Bauern undArbeiter sein!

TELEGRAMME.

Luftangriff auf Grado.

Wien, 6. April. (KB.)

Amtlich wird verlautbart:
6. April 1917.
Ereignisse zur See:

Mehrere Geschwader unserer Seeflugzeuge haben in der Nacht des 4. April die militärischen Objekte und besonders die Flugzeughangars in Grado und Gorgo mit zahlreichen schwersten und schweren Bomben erfolgreich belegt.

Mehrere Volltreffer in den Hangars konnten festgestellt werden.

Eines der Seeflugzeuge ist nicht zurückgekehrt. Die übrigen sind alle wohlbehalten in ihren Standorten eingetroffen.

Flottenkommando.

Amerikas Teilnahme am Kriege.

Unterzeichnung der Kriegsresolution

Washington, 6. April. (KB.)

(Reuter-Meldung.) **Wilson unterzeichnete die Kriegsresolution sowie die Proklamation des Kriegszustandes mitDeutschland. Die Annahme der Kriegsresolution durch das Repräsentantenhaus erfolgte mit 475 gegen 50 Stimmen.**

Wider Erwarten hatte der Demokrat Kitchin gegen die Kriegsbill Stellung genommen, indem er betonte, dass kein Lebensinteresse Amerikas angetastet werde und kein Einfall in amerikanisches Gebiet drohe.

Unsere Antwort an Wilson.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Berlin, 7. April.

Die „Vossische Zeitung" schreibt:

In Wien ist man dem Herrn Wilson nicht ins Garn gelaufen. Das ziemlich ungeschickte Manöver lief darauf hinaus, zwischen das Deutsche Reich und seinen Bundesgenossen einen Keil zu treiben.

Die österreichisch-ungarische Regierung hat jedoch die Absicht, die Herrn Wilsons Doppelspiel zu Grunde liegt, klar erkannt und mit demonstrativer Schnelligkeit der Washingtoner Regierung jene Antwort erteilt, die wir von unserem loyalen Bundesgenossen erwartet haben.

Kriegsvorbereitungen.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Rotterdam, 7. April.

Die Gemahlin des Präsidenten Wilson hat das Präsidium über das Rote Kreuz in Washington übernommen. Die Töchter des Präsidenten Margarete und Frau Sayre haben sich an die Spitze der Frauenliga gestellt, die die Kriegspropaganda in den Kreisen der Intelligenz leiten.

Die drei Söhne des Finanzministers haben sich freiwillig zur Marine gemeldet.

Der Präsident des Senates hat einen Antrag eingebracht, dass Amerika sich verpflichte, eine Million französischer Soldaten kostenlos auszurüsten und zu verpflegen.

Roosevelts Prophezeiungen.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Rotterdam, 7. April.

Wie aus New-York gemeldet wird, ist Roosevelt in Washington eingetroffen und hatte dort Besprechungen mit dem Leiter des Kriegsamtes.

Roosevelt äusserte sich über die zukünftige Beteiligung Amerikas am Kriege in sehr zuversichtlicher Weise und behauptete, dass das Eingreifen der amerikanischen Armee den Krieg zu einen raschen Ende führen werde.

Versteigerung deutscher Schiffe.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Genf, 7. April.

Nach einer Meldung des „Matin" aus New-York wird das amerikanische Marineamt die in Philadelphia verankerten deutschen Schiffe schätzen lassen und den Erlös des Zwangsverkaufes abzüglich der amerikanischen Forderungen der deutschen Regierung nach Friedensschluss aushändigen.

Ein Konferenzvorschlag Wilsons.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Rotterdam, 7. April.

„Daily Telegraph" meldet:

Die südamerikanischen Staaten haben der Beschickung einer von Wilson angeregten Konferenz aller Staatsregierungen des amerikanischen Kontinentes nur zum Teile zugestimmt.

Die Revolution in Russland.

Grosse Unruhen in der Mongolei.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Stockholm, 7. April.

Aus Petersburg wird gemeldet, dass in der Mongolei heftige Kämpfe zwischen Militär und Bauern im Gange sind.

Die Garnisonen von Irkutsk, Baikal und Tomsk sind dem Zaren treu geblieben. Sie haben die telegraphische Verbindung mit Petersburg zerstört. Die Schienen der sibirischen Eisenbahnen wurden auf vielen Stellen aufgerissen.

In Wladiwostok kam es zu schweren Ausschreitungen und Meutereien. Japaner schützen die Hafenanlagen vor der Vernichtung.

Strenge Absperrung der Grenze.

Stockholm, 7. April.

Die strenge Absperrung der russischen Grenze gegen jeden Verkehr mit dem Ausland dauert an. Die Eisenbahnzüge werden auf das strengste revidiert und Reisenden nur in den seltensten Fällen das Verlassen des Landes bewilligt. Die meisten Passagiere, darunter auch Angehörige fremder Staaten, die Russland verlassen wollen, werden gezwungen, die Weiterreise aufzugeben und nach Russland zurückzukehren.

Seit Mitte März ist kein russisches Tagblatt und keine russische Zeitung in Schweden angelangt. Privatkorrespondenzen und kaufmännische Briefe werden von der Zensur geöffnet und jede nur halbwegs verfängliche Stelle wird unleserlich gemacht.

Die Wirkung auf die Kriegführung.

Amsterdam, 6. April.

„Allgemeen Handelsblad" schreibt:

Die grosse Frage, welchen Einfluss die Revolution in Russland auf die Kriegführung haben wird, wird sehr verschieden beantwortet. In englisch-französischen Kreisen ist man natürlich überzeugt, dass die neue provisorische Regierung mit derselben Kraft oder eventuell noch stärker als die frühere den Kampf fortsetzen wird. In deutschen Kreisen weiss man noch nicht, welche Folgen der neue Zustand in Russland haben wird, und man hält sich deshalb an die Stimmung der Neutralen, die genau so wenig wissen als wir selbst.

So sagt der schwedische Professor Kjellen, dass durch die Umsturzbewegung auf jeden Fall die militärische Partei in Russland eine gewisse Schwächung erleiden wird. Er meint, dass die Chancen des Friedens mit jedem Tag sehr zunehmen, da die Bauern und Arbeiter friedliebend gestimmt sind. Die Revolution wird Russland derart schwächen, dassRussland gezwungen sein wird, in Friedensunterhandlungen zu treten. Aber erst wenn die wirklichen Parlamentarier ans Ruder kommen werden, wird der Friede sehr bald zustande kommen.

Ein selbständiges Königreich Litauen.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Lugano, 7. April.

„Corriere della Sera" meldet, dass die Proklamierung eines selbständigen Königreiches Litauen erfolgt sei.

Russland und die Kriegsdauer.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Amsterdam, 7. April.

Die „Times" melden aus Petersburg:

Auf die Frage der russischen Pressevertreter, wie lange der Krieg noch dauern werde, erklärte Buchanan, das hänge von den Russen ab.

Ihre Bundesgenossen würden baldigst mit einer allgemeinen Offensive beginnen und die Russen dürften keinen Augenblick verlieren, um dem Vorstoss, den die Deutschen wahrscheinlich gegen die russische Front machen würden, die Spitze zu bieten.

Die Bauernreform.

Kopenhagen, 7. April. (KB.)

Nach einer Meldung aus Petersburg hat die Regierung einen Ausschuss zur Vorbereitung und Durchführung der Bauernreform eingesetzt.

Das Organ der revolutionären Sozialisten stellt als ersten Programmpunkt die Uebernahme des gesamten Bodenbesitzes durch den Staat auf und schlägt vor, dass die konstituierende Nationalversammlung über diese Frage entscheide.

Die Friedensbewegung.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Zürich, 7. April.

Der „Tagesanzeiger" meldet aus Mailand:

Das Organ Sonninos „Giornale d'Italia" bringt aus Petersburg Alarmnachrichten über den Verlauf der Revolution und schreibt geradezu, ein Sieg der Friedenstendenz sei für möglich gehalten.

Das Vermögen des Zaren.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Kopenhagen, 7. April.

Nach vorläufigen Schätzungen der von der Regierung eingesetzten Kommission beträgt das Barvermögen des Zaren 100.000, das der Zarin 110.000 Pfund Sterling. Seit 1906 betrug die Zivilliste des Zaren 1 Million 600.000 Pfund.

Ein grosser Teil des kaiserlichen Vermögens bestand aus Bergwerken und Forsten, die nun vom Staate eingezogen werden.

Kritische Lage der Saloniki-Armee.

Genf, 6. April.

Aus Paris wird gemeldet: Nach Mitteilungen informierter Persönlichkeiten ist durch den verschärften U-Boot-Krieg die Lage der Saloniki-Armee ziemlich kritisch geworden. Eine Reihe überfälliger Frachtschiffe mit Munition und Nahrungsmitteln ist in Saloniki nicht eingetroffen, und man befürchtet, dass sie feindlichen U-Booten zum Opfer gefallen sind.

Da die Munition und Lebensmittelvorräte der Sarrail-Armee nur auf zirka drei Monate berechnet sind und die Zufuhr seit Wochen nicht einmal die Hälfte des erforderlichen Bedarfes beträgt, wird die Situation in Saloniki mit einer gewissen Besorgnis verfolgt, und man erwägt in massgebenden Kreisen, ob es nicht möglich wäre, über Italien und Valona den Nachschub für Saloniki zu instradieren.

Ein griechischer Protest gegen Italien.

Lyon, 7. April. (KB.)

Blättermeldungen aus Athen zufolge überreichte die griechische Regierung dem italienischen Gesandten einen Protest gegen den Vormarsch italienischer Truppen im Epirus und hauptsächlich gegen die Ersetzung der griechischen Flagge auf Fort Argyrokastro durch die albanische Flagge. Zugleich wurde ein Protest der Bevölkerung und der Deputierten von Epirus überreicht.

Der Krieg Portugals.

Paris, 6. April. (KB.)

Der portugiesische Finanzminister ist hier eingetroffen, um Verhandlungen wegen der Mitwirkung Portugals am Kriege zu pflegen.

Eine grosse Kriegswucheraffäre in München.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

München, 7. April

Eine grosse Kriegswucheraffäre, die zwischen Berlin und München spielt, ist gestern aufgedeckt worden.

Der Direktor der Kulmbacher Wurstfabrik Sauermann hat seit Juli 1916 etwa 278.000 Kilogramm Wurst verkauft, von der er 300 Zentner, das Pfund zu 22½ Mark, an Berliner Grosshändler weitergab. Bei einer Hausdurchsuchung wurden ungeheure Mengen von Lebensmitteln vorgefunden.

Der Aufsichtsrat und der Vorstand der Gesellschaft sind zurückgetreten.

Kleine Chronik.

Oberleutnant Freiherr v. Richthofen hat nach dem gestrigen deutschen Generalstabsbericht das 36. Flugzeug abgeschossen.

Das Washingtoner Repräsentantenhaus hat den gegen Deutschland gerichteten Kriegsantrag angenommen.

134.000 Tonnen werden als weitere U-Bootserfolge für den Monat März gemeldet.

Wetterbericht vom 7. April 1917.

Datum	Beobachtungszeit	Luftdruck Millimeter	Temp. Cels.		Windrichtung	Bewölkung	Niederschlag
			beobachtete	normale			
6./4.	9 h abds.	739	7·5	6·7	windstill	dunstig	—
7./4.	7 h früh	734	7·2	4·5	„	ganz bew.	Nebel
7./4.	2 h nchm.	734	6·0	10·4	W	„	Regen

Witterung: Unfreundlich, regnerisch, Abkühlung.

Prognose für den 8. April: Weitere Verschlechterung wahrscheinlich.

Eingesendet.

Freiwilliger Eintritt der Geburtsjahrgänge 1872 bis 1891.

Anlässlich der neuerlichen Musterung der Geburtsjahrgänge 1872—1891 wird — abgesehen von den bereits verlautbarten Modalitäten für den freiwilligen Eintritt auf Kriegsdauer der neuerlich gemusterten Landsturmpflichtigen der Geburtsjahrgänge 1872—1891 mit der Berechtigung zum Tragen des Einjährig-Freiwilligen-Abzeichens — Angehörigen dieser Geburtsjahrgänge die derzeit der neuerlichen Musterung unterzogen werden und die Berechtigung zum Tragen des Einjährig-Freiwilligen-Abzeichens nicht besitzen, der freiwillige Eintritt auf Kriegsdauer (§ 19:6WG.) zu den Truppenkörpern der Infanterie und Jäger, der Kavallerie, der Feld-, Gebirgs- und Festungsartillerie, dann zu den Pionier- und Sappeur-Bataillons, sowie zum Telegraphen- und zum Eisenbahnregiment in beschränkter Zahl bewilligt werden.

Als letzter Termin für diesen freiwilligen Eintritt ist der dem allgemeinen Einrückungstermine der Geburtsjahrgänge 1872—1891 unmittelbar vorangehende Kalendertag festgesetzt. Nach diesem Tage kann der freiwillige Eintritt der Angehörigen der Geburtsjahrgänge 1872—1891 nur zu jenen Truppenkörpern usw. erfolgen, zu denen sie auf Grund der bezüglichen truppenweisen Repartition eingeteilt worden sind.

Die Aufnahmsgesuche, denen ausser den im § 133 der Wehrvorschriften I. Teil bezeichneten Dokumenten auch das Landsturmlegitimationsblatt anzuschliessen ist, sind unmittelbar beim Kommando des bezüglichen Ersatzkörpers des in Betracht kommenden Truppenkörpers einzubringen.

Lokalnachrichten.

Die Sommerzeit. Der Krakauer Magistrat teilt mit: Mit Verordnung des Gesamt-Ministeriums vom 9. März 1917, R. G. Bl. Nr. 115, wurde in Oesterreich für die Zeit von Montag den 16. April bis Montag den 17. September l. J. die sogenannte „Sommerzeit" durch Verschiebung der Zeit um eine Stunde eingeführt. Dementsprechend sind die Uhren am 16. April l. J. um 2 Uhr früh nach der bisherigen Zeitberechnung um eine Stunde, d. i. auf 3 Uhr vorzuschieben, am 17. September l. J. hingegen um 3 Uhr früh nach der mit der genannten Verordnung eingeführten besonderen Zeitberechnung (Sommerzeit) um eine Stunde, d. i. auf 2 Uhr zurückzuschieben. Die gesamte amtliche und öffentliche Tätigkeit wird vom 16. April l. J. bis 17. September l. J. nach dieser Sommerzeitberechnung geregelt werden.

Krakauer Freiwillige Rettungsgesellschaft. Zugunsten der Krakauer Freiwilligen Rettungsgesellschaft finden Ostersonntag den 8. und Ostermontag den 9. d. M. zwei Wohltätigkeitskonzerte der bekannten Kapelle Wassermann im Restaurant Drobner statt, zu welchen Karten zum Preise von K 1.— im Vorverkauf durch das Damenkomitee erhältlich sind. Am Abende selbst finden keinerlei weitere Sammlungen statt, wie denn auch die Freiwillige Rettungsgesellschaft während der ganzen Kriegsdauer trotz ihrer unter den schwierigen Verhältnissen doppelt anerkennenswerten Tätigkeit an die Wohltätigkeit der Bewohner nicht appelliert hat.

Das Kriegsfürsorgekino „Opieka", Zielona 17, hat für die beiden Osterfeiertage ein besonders ausgewähltes Programm zusammengestellt. Es bringt den wunderbaren Rita Sacchetto-Film „Ave Marie" zur Vorführung, ein „Schicksalslied", wie es bezeichnet ist, voll von fesselnden Momenten und ergreifenden Szenen. Eine eigene, überaus stimmungsvolle Musik, vom verstärkten militärischen Künstlerorchester vorgetragen, wird den Film begleiten. Die zwerchfellerschütternde Komödie „Die tapfere Schwiegermutter" und die neueste Messterwoche vervollständigen das Programm, das nicht verfehlen wird, auf alle Kinofreunde die grösste Anziehungskraft auszuüben.

Beim Einkauf von Damenmodewaren, insbesonders von Damenhüten und Seidenstoffen wird auf das überall bekannte und solide Spezialhaus Samuel Spira, Krakau, Grodzka 4, hingewiesen. Die Firma erfreut sich mit Recht des besten Rufes, bietet stets Neuheiten der Damenmode in den feinsten Qualitäten zu den reellsten Preisen, wovon sich das Publikum seit Jahren überzeugt hat.

Hary Steinschneiders „Telepathischer Abend"

Von Prof. Dr. Max Korba.

Vor einer auserlesenen Gesellschaft namentlich geladener Gäste der hiesigen Offiziers- und militärärztlichen Kreise experimentierte Mittwoch, den 4. April, der Wiener Telepath Hary Steinschneider, dessen eigenartige Begabung schon vor dem Kriege das allgemeine Interesse erregt hatte.

Steinschneider, der seit kurzem in Krakau als Zugsführer dient, ist ein mittelgrosser schlanker Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, in dessen nervösem, schmalen Gesicht nur die ungemein scharfblickenden grauen Augen besonders auffallen könnten. Während er experimentiert, sind seine Bewegungen hastig, sein Gang wie der eines Somnambu en, die Augen starr ins Leere gerichtet, so dass es den Eindruck erweckt, als gehorche er einer ihm selbst nicht bewussten Macht, die jeden seiner Schritte dirigiert, und unter deren Einfluss er die tatsächlich verblüffenden Beweise seiner telepathischen Kräfte exekutiert.

Merkwürdiger Weise war es gerade die verhältnismässig einfachste Aufgabe, und zwar die erste, zu welcher Steinschneider längere Zeit als zu allen anderen zusammen brauchte, und bei welcher es fast einen Moment schien, als ob er d. h. seine Kraft versagen wollte. Es handelte sich um Folgendes: „Steinschneider sollte aus der Brusttasche des Herrn Oberstabsarzt K. eine Zigarette nehmen und diese einem in der zweiten Reihe sitzenden Herrn in den Mund stecken. Wenn man bedenkt, dass Steinschneider nachher mit spielender Leichtigkeit die Nummern versteckter Banknoten eruiert oder einer bestimmten Dame einen vorher gewählten Artikel einer Zeitung zu lesen gab, einer Zeitung, welche raffiniert im Innern des Klaviers versteckt war, ist es eigentlich nur dadurch zu erklären, dass ihm die erste Aufgabe Schwierigkeiten bereitete, weil sein erstes Medium, Arzt einer psychiatrischen Klinik, die Aufgabe zu sehr in die kleinsten Details zerpflückt hatte. Mit einer Dame als nächstem Medium löste Steinschneider die Aufgabe sofort und unter grossem Beifall des bestimmt durch einen Bluff nicht zu irritierenden Publikums.

Hochinteressant und von absoluter Bedeutung für die Militärkriminalistik war aber die von Herrn Major M. konstruierte Spionageaffäre, ein Experiment, welches Steinschneider mit unheimlich anmutender Sicherheit und Schnelligkeit löste und das stürmischen Beifall entfesselte.

Es wurde angenommen, dass sich im Saal ein Spion versteckt hielte, welcher durch die Ermordung einer Person in den Besitz wichtiger Dokumente gekommen sei. Der Spion schreibt diese Dokumente in Geheimschrift in ein bestimmtes Buch auf eine bestimmte Seite. Nur wer das ihm allein bekannte Schlüsselwort kennt, ist im Stande die Dokumente zu lesen.

Ohne Berührung und jeden Kontakt mit einem Medium (dies geschah auf ausdrücklichen Wunsch eines der Herren Aerzte) fand nun Steinschneider nach kurzem Suchen den Spion. Dann erst schloss er den Kontakt mit einem Medium und fand nun in Schlag auf Schlag kommender Reihenfolge: eine silberne Broschennadel einen Dolch darstellend, die man als das Mordinstrument hinter der elektrischen Schalttafel hoch oben an der Wand versteckt hatte; er fand den angenommenen Ermordeten in Person einer jungen Dame, die im Nebensaal versteckt war, fand und bezeichnete genau jene Stelle, wo der Mord geschah auf einem Mittelstuhl der zehnten Reihe, ferner eine Stelle am Hals der Dame, wo man die Verwundung annahm, und fand — der Verstand blieb einem stehen — unter einem Haufen Bücher einen dicken Band heraus, blätterte die Seite 203 auf, zeigte auf ein Wort und las laut das tatsächlich als Geheimwort angenommene Wort „Donauübergang" vor.

Rauschender Beifall lohnte seine Arbeit.

Da Steinschneider, während die Experimente erdacht wurden, in einem entfernten Raum von vier Militärärzten und Herrn Major M. bewacht wurde, ist es natürlich ausgeschlossen, dass er durch eine Zwischenperson von den Aufgaben erfuhr.

Einige hypnotische Experimente schlossen den gewiss ausserordentlich interessanten Abend, von welchem eine der Allgemeinheit zugängliche Wiederholung bestimmt sehr erwünscht wäre.

Theater, Literatur und Kunst.

Die Krakauer Musik-Gesellschaft veranstaltet Sonntag, den 15. l. M. ein Konzert im Sokol-Saal. Der Solist des Konzertes Prof. Severin Eisenberger wird drei romantische Klavierdichtungen vortragen: Chopins B-Moll-Sonate, Brahms-Sonate F-Moll op. 5 und den phantastischen, selten gespielten Zyklus „Kreisleriana" von Schumann. Die Voranzeige des Konzertes hat allgemeines Interesse erweckt. Kartenvorverkauf: S. A. Krzyżanowski (Linie A—B).

8. April.

Vor zwei Jahren.

Die hartnäckigen Kämpfe in den Ostbeskiden haben ihren Höhepunkt erreicht. — Beiderseits des Laborczatales wurden ununterbrochene Angriffe der Russen unter sehr schweren Verlusten des Feindes zurückgeschlagen. — Stellenweiser Geschützkampf in Südostgalizien. — In Russisch-Polen und Westgalizien verhältnismässig Ruhe. — Zwischen Maas und Mosel dauern die Kämpfe an. — Sämtliche Angriffe der Franzosen in der Woevre-Ebene, östlich und südöstlich Verdun wurden zurückgeschlagen.

Vor einem Jahre.

Die russischen Angriffe blieben auf den Abschnitt südlich des Narocz-Sees beschränkt. — Sie wurden glatt abgewiesen. — Auf der Hochfläche von Doberdo und südlich des Mrzli Vrh kleinere Kämpfe von lokaler Bedeutung. — An der Tiroler Front lebhaftere Artillerietätigkeit. — Südlich von Haucourt stürmten wir die ganze feindliche Stellung auf dem Rücken des Termitenhügels. — Ein Gegenstoss des Feindes scheiterte. — Oestlich der Maas stärkere Geschützkämpfe.

FINANZ und HANDEL.

Metallzentrale-Aktiengesellschaft. Am 31. März d. J. fand in Wien die zweite ordentliche Generalversammlung der Metallzentrale-Aktiengesellschaft statt. Die Bilanz der Gesellschaft weist einen Reingewinn von 1,773.850 Kronen aus. Von diesem Gewinne wurden statutengemäss 1,388.026 Kronen dem k. u. k. Kriegsminister zur Verwendung für Kriegsfürsorgezwecke zur Verfügung gestellt. Der verbleibende Ueberschuss von 385.824 Kronen zuzüglich des letzten Gewinnvortrages wird in der Weise verteilt, dass der ordentliche Reservefonds mit 88.692 Kronen dotiert wird, den Aktionären eine fünfprozentige Dividende, d. i. 50.000 Kronen überwiesen, ein Betrag von 250.000 Kronen einer Kriegsverlustreserve zugeführt und der Restbetrag von 47.455 Kronen auf neue Rechnung vorgetragen wird. Die Metallzentrale-Aktiengesellschaft war auch in ihrem zweiten Geschäftsjahre bemüht, die Aufbringung von Kriegsmetallen, deren Nutzbarmachung und Konsumbereitschaft zu fördern.

Kinoschau.

„KRIEGSFURSORGE KINO (OPIEKA)" der Festung Krakau. Zielona 17. — Programm vom 8. bis einschliesslich 9. April:

Messter-Woche. Neueste Kriegsberichte. — **Ave Maria.** Ein Schicksalslied in vier Akten. — **Die tapfere Schwiegermutter.** Komisch. — **Militärmusik mit Harfenbegleitung.**

„LUBICZ", Lubiczstrasse 15. — Programm vom 8. bis einschliesslich 9. April:

Revolutionshochzeit. Drama mit Waldemar Psilander. — **Der grosse Mann.** Lustspiel in 2 Akten. — **Eine fatale Verwechslung.** Posse. — **Budapest.** Naturaufnahme.

„WANDA", Ul. św. Gertrudy 5. — Programm vom 8. bis 12. April:

Tierausstopferei. — **Die - oder keine.** Lustspiel in drei Teilen. — **Der feindliche Flieger.** Eine Episode aus den Kämpfen in drei Teilen.

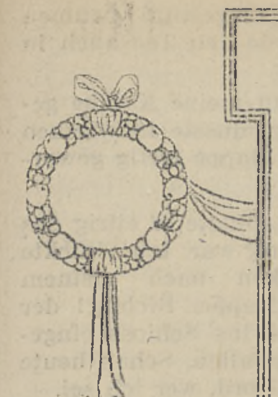
„SZTUKA" Janagasse. Programm vom 8. bis einschliesslich 13. April:

La Gorgona. In drei Akten. — **Teddy geht zum Theater.** Komödie in drei Akten.

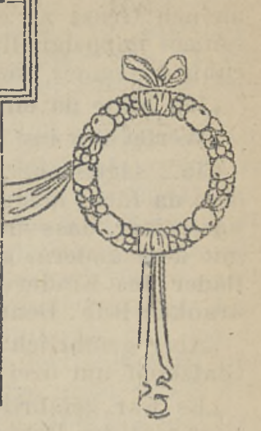
„NOWOSCI", Starowislna 21. — Programm vom 8. bis 11. April:

Gelöste Ketten. Kriminaldrama in vier Akten. — **Kriegsaktualitäten.**





OSTER-BEILAGE DER „KRAKAUER ZEITUNG“



Bauernblut und Bauerngut

von Anton Fendrich *)

Am Abend des Tages, wo im August 1914 die Sturmglocken das deutsche Volk zu den Waffen riefen, sass ich mit einem alten, weissbärtigen Bauern auf der Bank vor seinem Haus, schwieg mit ihm zusammen, und nach der ersten halben Stunde sprach er das grosse weise Wort: „Jetzt muss halt wieder einmal das fürnehme Sterben gelehrt werden!“

Zu dem trieb's mich, um ihm von Hindenburg zu erzählen. Er hatte davon erfahren, ich sei beim Feldmarschall gewesen, und liess mir sagen, ich sollte ihn doch einmal besuchen, denn ich sei immer noch flinker als er. Und so sass ich mit ihm zwei Stunden am warmen, grünen Kachelofen. Die Uhr tickte in der Stube im langsamen, schweren Pendelgang, und der Sand auf den sauberen Dielen knirschte, wenn man die Beine wechselte und das linke über das rechte legte.

Einer wie der Moltke könnte der Hindenburg nicht sein, meinte der Alte, denn von dem habe man erst nach dem Krieg so eigentlich erfahren, aber der Hindenburg müsse ein ganz Besonderer sein, dass sie jetzt in den Zeitungen und Kalendern, in den Wirtshäusern und sogar manchmal schon auf den Kanzeln von ihm redeten, mitten im Krieg, wo doch eigentlich noch nicht alles geschafft sei.

Ich erzählte ihm von Hindenburgs Weihnachtsrede und dass er gesagt habe: „Wir schaffen's!“

Das freute ihn. Aber er kratzte sich doch hinter den Ohren, so wie immer, wenn er „einen konträren Gedanken“ hatte, wie er das hiess.

Ich wartete, was kommen würde. Endlich sagte er: „Sie reden jetzt überall herum, die Unterseeboote täten's machen und dem Engländer das Knie auf den Brustkasten setzen.“

Ich erzählte ihm von meinen Wochen bei den U-Bootsleuten, und was sie für Kerle seien. Er nickte befriedigt. Aber irgendein Rest von der sonnigen Güte und der ruhigen Weisheit auf dem alten, immer noch rosigen Gesicht fehlte mir immer noch. Auf einmal brach's aus ihm heraus:

„Das fürnehme Sterben hätten sie ja jetzt gelehrt, die Jungen, bis in die vierziger Jahre hinein. Ich meine aber, jetzt müssten sie in der Stadt halt auch noch das fürnehme Leben lernen!“

Ich schwieg wieder, denn seine Erklärungen gab der Alte immer nach einer angemessenen Pause von selber, wenn er es für nötig fand.

„Nun schaut,“ sagte er, „wenn da, wie gestern, eine Städtische mit einem grossen Pelz und in seidigen Kleidern und mit einem Haufen Ringen an den Fingern und Armbändern an den Armen zu meiner Frau kommt und verlangt von ihr heimlich Eier oder Speck dann kann ich's meiner Alten nicht übelnehmen, wenn sie ihr die Türe vor der Nase zuschlägt.“

Von da an war er im Fluss. Und die alte, schwere Kluft tat sich auf zwischen Stadt und Land.

Die U-Boote machen's nicht allein. Mit dem schwerenSchiffsterben draussen auf den Meeren ist es noch nicht getan. Die Bajonette und Handgranaten unserer Feldgrauen vermögen viel. Aber ohne die Säerhände und die Sensenarme der Bauern wären wir verloren. Es gibt keine Wunder in diesem Krieg, ausser denen, die das grosse Zauberwort: „Wir“ bewirkt. Das war's, was der Alte auch meinte.

Peter Rosegger hat dieser Tage seine Stimme erhoben, um einer Versöhnung von Stadt und Land das Wort zu reden. Ich hätte ihm in einem langen Brief mein ganzes Herz geschickt, wenn ich nicht überhaupt gegen das Briefschreiben wäre. Dass die Hindenburgspende gerade kein Misserfolg, aber auch kein grosser Sieg war, das liegt daran, weil die Städter die Bauern und die Bauern die Städter nicht kennen. Da hat das „Wir“ den grössten Riss!

Es ist die mindere Weisheit aller Unvornehmen, zu glauben, dass die guten Menschen auf einzelne Stände und die schlechten auf andere verteilt seien. Es gibt aber Edelleute und Halunken allenthalben. Oben und unten. Im Krieg wie im Frieden. Aber es ist eine der verhängnisvollsten Torheiten, die von den Pfaffen der Politik, der Konfessionen und der sogenannten Wissenschaft genährt wurde, wenn die Städter im Bauern entweder nur den schlauen Duckmäuser oder das dumme Lasttier und die Bauern im Städter nur den raschen Verdiener und den leichtfertigen Durchbringer seines Guts gesehen haben. Ich weiss nicht, ob das grössere Stück Wahrheit immer noch auf der Seite der Bauern zu finden war.

Ich habe als kleines Volksschulbüblein gar manchesmal zwei Stunden vor Schulbeginn in aller Herrgottsfrühe auf dem Wochenmarkt den Ueberfluss aus dem grossen Feld und Garten verkauft, den meine Mutter, wenn einmal umgestochen war, ganz allein pflegte. Ich weiss, wie die Kartoffeln schmecken, die man im Herbst in der verglühenden Asche des eigenen Ackers bratet. Mein Onkel väterlicherseits hat einmal vor meinen Augen einen Juden von einem Apfelbaum losgebunden, den er in der Vollmacht seiner eigenen Gerichtsbarkeit eine Sommernacht lang im Grasgarten dafür strafte, dass er ihm einen „Arsenikgaul“ verkauft hatte. Meine Grossmutter hat mir gezeigt, wie man's spürt, wenn die Hühner gerade am Legen sind und dieserhalb eingesperrt werden müssen, damit sie nichts in des Nachbars Garten legen. Und ich hab' einmal heisse Tränen geweint, weil sie bei einem Vetter einen alten Birnenbaum abhieben, der so gute Birnen trug, wie es sonst auf der ganzen Welt überhaupt keine mehr gab.

Warum ich das alles sage? Weil ich etwas weiss von der Erde und den Menschen, die ihr am nächsten sind, und weil von Vater und Mutter her kein anderes Blut als das von Bauern in meinen Adern fliesst. Ich habe einmal ein dickes Buch mit schönen Bildern geschrieben, nur um den Arbeitern zu zeigen, was das Grünen und Blühen auf der Wiese, das Rauschen in den Wäldern, das Wogen der Getreidefelder unter ziehenden Wolken für ein köstlich Ding und die Arbeit des Bauern für ein schweres, aber heiliges Schaffen ist.

Es ist ein Stück meiner Lebensarbeit gewesen, die Kluft zu füllen zwischen denen, die in surrenden Maschinensälen Eisen und Stahl formen, hinter grossen Büchern saubere Zahlenreihen schreiben, mit kunstvollen Apparaten die Rätsel der Natur auflösen, und den anderen, die von Jahr zu Jahr unter dem freien Himmel aus der immer wieder neugepflügten Heimaterde das Brot des Jahres wachsen lassen.

Die Städter haben geglaubt, mit Dirndlkostümen und Naturjodeln, Ferienflucht und wohlwollender Anbiederung dem Landvolk näherzukommen. Das Gegenteil ist eingetreten. Entweder haben sie das Weltgift in die einsamen Täler getragen, oder sie haben, was im Frieden oft der günstigere Fall war, die Kluft noch erweitert. Und der Krieg hat, wie so viele andere Wahrheiten, auch die ans Tageslicht gehoben, dass die Achtung der Stände untereinander eine der ersten Lebensbedingungen einer Nation ist. Die Störrigkeit der Bauern war lange nicht die einzige Ursache des Mangels an Kartoffeln, Milch und Gemüse in den Städten. Der heilige Bureaukratius, der anmassende und verwöhnte Bruder des deutschen Michels, hat am meisten von alledem auf dem Gewissen. Ich kenne Gegenden, wo die Milch viele Wochen lang lieferbereit in den Bauernhäusern stand, aber die Herren der Stadt Schilda hatten vergessen, die Kannen dazu zu bestellen, ohne die eine regelmässige Bahnförderung unmöglich war.

Ich weiss es wohl, es gibt Leute, denen die Tränen über die Wangen laufen, wenn irgendwo „Deutschland, Deutschland über alles“ gesungen wird, und die heimlich — Kettenhandel treiben. Ich weiss auch, dass es vorkommt, dass Bauern vom Generalfeldmarschall Hindenburg reden als von unseres Herrgotts Schutzpatron auf Erden, aber wenn sie ein Pfündlein Speck hergeben sollen zur Hindenburgspende, dann finden sie tausend Ausreden. Ich weiss aber auch, dass man ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter in irgendeiner stillen Stube eines Ministeriums sein und dennoch keine Ahnung davon haben kann, wie man mit linder Hand kräftig in des Bauern Kamin und Scheune greift fürs Vaterland. Denn es gibt Landräte, Oberamtmänner und auf „vaterländische Abende“ zu den Bauern ausgesandte Professoren, die es in ihrem Staatsexamen zu den besten Noten gebracht, es darüber aber versäumt haben, zu lernen, wie man mit einemGemeindevorstand oder Dorfbürgermeister oder einem kleinen Bäuerlein auf seinem Hof auf seine Art gut deutsch redet. Ich bin letzthin zum Wagner mit einem

*) Wir entnehmen diesen Artikel mit Erlaubnis des Verlags einem demnächst bei der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart erscheinenden Hindenburgbuche von Anton Fendrich: „Wir“: Preis M 1·—; geb. M 1·60. Fendrich beschreibt hier in kraftvoller, markiger Sprache seinen Weihnachtsaufenthalt bei Hindenburg, seinen Besuch beim „Kriegsamtmann“, Exz. Gröner, und gibt in 10 weiteren Abschnitten ein packendes Bild, wie es hinter der Front aussieht oder — aussehen sollte. Drinnen wie draussen wird das Buch viel Begeisterung erwecken.

Todesahnung.

Von **Stanisław Wyspiański.**

Muss ich dereinst die Welt verlassen,
Welch' Melodie wird die Kunde fassen,
Euch meinen Tod zu klagen?...
Schon längst — offen kann ich's sagen —
Verstand das Leid ich zu verschmerzen,
Das still genagt an meinem Herzen.
Die Welt ist längst für mich verloren,
Gott hat für sich mich auserkoren.
Mit dem Gedanken bin ich längst vertraut:
Das Paradies sei nicht für mich erbaut.
Ich lebe — auf dass es sei genannt —
Ich lebt': — an einem Fluss, in einem Land,
An einem Fluss, in einer Stadt,
Wo ich ein Weib um seine Treue bat;
Wo ich für uns ein Heim erschaffen habe,
Und hoffte im gemeinsamen Grabe
Zu ruhn;
Und auf's Grab, unser stilles Haus,
Mögen die Zweige fallen bei Windesbraus,
Die welken, trockenen, dürren Blätter,
Im Herbste, bei Sturm und Regenwetter
Und auch im Grabe werd' ich lauschen,
Zu hör'n des Regens Plätschern und Rauschen,
Wie ich jetzt den Regen hör' durch die Wand
Und weiss: Ich erwache früh und schau' auf's Land.

Möge früh die Sonne mir leuchten hell,
Gut wärmen, mir hell leuchten, schön und grell,
Auf's Grab mögen meine Kinder eilen
Und eins möge lächelnd dort verweilen.

(Deutsch von *Julia Markowicz.*)

zerbrochenen Schneeschuh gegangen. Anstatt meinen Gruss zu erwidern, schnitzte er mit seinem doppelgriffigen Messer auf der Bank ruhig an seiner Radfelge weiter.

„Ich hätte da einen Patienten!" sagt ich.

„Werfet ihn ins Feuer!" brummte er.

„Ja", sagte ich, „Schneeschuh will ich auf dem da nicht mehr laufen. So gescheit ist auch unsereiner, dass er das weiss. Ich möchte ihn mit dem andern, ganzen, zusammen unter die Räder des Kinderwagens stellen für meinen kranken Bub'. Denn der Schnee ist zu tief."

„Aber gefährlich ist's nicht?" fragte der alte Glatzkopf um drei Töne freundlicher.

„Es war gefährlich," gab ich zurück, „aber jetzt sagt der Doktor, Luft sei die Hauptsache."

„Aber da brauche ich ein Stück dünnes Blech dazu!"

Ich zog das Stück aus der Tasche.

„Aber vor übermorgen kann ich das Gelump nicht machen," meinte der Alte.

„Ja, wenn's eben nicht geht, dann übermorgen! Ich hab' nur gedacht, die Sonne scheint heut' so schön, und das tät' dem Kind gut."

Darauf der alte Schwarzwälder:

„Nach dem Mittagessen könnt Ihr ihn holen, es ist schon eine Sorg', wenn man kranke Kinder hat. Ich weiss es von mir selber."

So sind die Bauern.

Zu allem, was wir im Krieg gelernt haben, müssen wir noch lernen, mit den Bauern reden. Denn ohne das unverdrossene Herz derer, die auf demLand noch übrig sind, ohne die rettende Trächtigkeit des deutschen Ackers geht es nicht.

Auch da draussen auf den einsamen Bauernhöfen gibt es Helden und Heldinnen, unerschrockene Weiber und zähe Grossväter, die es schaffen. Ich kenne eine 68jährige Bauersfrau bei Nagold im württembergischen Schwarzwald, die treibt jetzt ihre 50 Morgen Güter mit zwei Knechten und einem kriegsuntauglich gewordenen Knecht um. Keine Scholle liegt brach. Und draussen hat sie sechs Söhne an der Front stehen.

In England pflügen sie jetzt nachts bei Azetylenlicht die feinen Rasenplätze um. Unsere U-Boote haben ihnen diesen Sinn für Landwirtschaft beigebracht.

Säe, deutscher Landwirt, und ernte, deutsche Bauersfrau! Das Licht der Sonne und der Segen des Himmels wird euch nicht fehlen!



Mein Besuch in Japan.

Von Leutnant zur See **Killinger**. *)

Mr. du Fais macht sich bekannt. — Sein Glück bei den Damen. — Nagasaki, Kobe, Jokohama. — Unterhaltung mit japanischen Offizieren. — „Nur" ein Kimono.

Die Hauptsache war mir, an Bord möglichst rasch bekannt zu werden. Das ist indessen bei den steifen Engländern nicht so einfach.

Als wir einige Seemeilen von der Küste entfernt waren, ging ich mit einem „Matin" unter dem Arm an Deck. Gemächlich bummelte ich durch das Musikzimmer, den Speisesaal, warf einen Blick in den Rauchsalon und beobachtete unauffällig meine Reisegefährten, mit denen ich fast einen Monat lang zusammenbleiben sollte. Im Rauchsalon wurde gepokert; das waren anscheinend die Engländer, die zur Front wollten. Vor denen hiess es, auf der Hut zu sein!

Auf dem Promenadendeck sah ich einen Herrn, der dem Steward augenscheinlich etwas klar machen wollte, was dieser nicht verstand. Der Herr radebrechte Französisch, und zwischendurch sprach er Russisch. Als zuvorkommender Franzose bot ich meine Dolmetscherdienste an, und schon hatte ich meinen ersten Bekannten. DerRusse war auch inSchanghai an Bord gekommen, und wie ich mit niemand bekannt. Er verstand fast gar kein Englisch, und im Französischen war er auch nicht sehr beschlagen. Russisch wiederum wollte ich nicht verstehen. Zaghaft fragte er, ob ich vielleicht Deutsch spräche. Mit Widerstreben gab ich zu, etwas Deutsch zu verstehen, doch sei mir diese Sprache begreiflicherweise sehr unsympathisch. Ich überhörte auch jedes deutsche Wort, das ihm auf französisch nicht geläufig war. Um nicht gleich zu intim mit ihm zu werden, brach ich das Gespräch bald ab, verabschiedete mich und setzte meinen Spaziergang fort.

Der Decksteward fragte mich, ob ich nicht einen Liegestuhl mieten wollte. Natürlich musste ich einen haben, und zwar den allerbesten! Und wo er aufgestellt werden sollte? Listig mit den Augen blinzelnd, schlug mir der gelbe Halunke einen ganz besonders schönen Platz vor: „All around plenty nice girls, Master." (Zwischen lauter hübschen Mädels, mein Herr.) Mir auch recht! Unaufgefordert weihte mich dann der Kerl in alle Geheimnisse ein: Zum Tee kämen die Damen an Deck. Ob ich nicht auch den Tee in meinem Liegestuhl nehmen wolle? Schön, also ich werde den Tee auch in meinem Liegestuhl nehmen.

Jetzt konnte ich wieder in meine Kabine gehen, denn mein Zimmerboy musste inzwischen mit der Durchsicht meiner Mappe fertig geworden sein.

Wie ich nach unten kam, putzte er eifrig das Messing, obwohl es blitzblank war. Ich schickte ihn mit Kissen und Decken nach meinem Stuhl und öffnete meine Mappe. Richtig! der Papierstreifen, den ich lose ins Schloss eingeklemmt hatte, war herausgefallen. Schon heute abend wusste man also an Bord, wer ich sei.

Wie ich wieder an Deck stieg, wurde bereits der Tee serviert, und die „nice girls" waren auch da. Ich machte es mir ein meinem Liegestuhl bequem und stiess dabei eine hübsche Nachbarin zur Linken an. Mit einem Wortschwall entschuldigte ich mich überaus höflich in französischer Sprache. Das „girl" wurde rot und kicherte zu seiner Freundin: „What did he say?" („Was hat er gesagt?") Sie wurde von dieser aufgeklärt, dass ich Franzose sei. Nun erwogen die beiden, ob ich wohl Englisch verstehen würde, und als sie zu einem verneinenden Resultat gekommen waren, unterhielten sie sich ganz ungeniert über mich. Ich las eifrig in meinem „Matin" und bildete mir viel ein auf den „smart fellow" (flotter Kerl). Endlich klingelte ich nach dem Boy und bestellte in schlechtem Englisch, mit stark französischem Akzent noch eine Tasse Tee. Meine beiden Nachbarinnen wurden über und über rot und hüpften davon.

Der Obersteward kam und fragte mich, an welchem Tische ich zu speisen wünsche. Er hatte eine Liste mitgebracht und unterrichtete mich ohne weiteres über die übrigen Passagiere erster Klasse. Ich wählte einen kleinen Tisch, an dem vorläufig nur ein junges amerikanisches Ehepaar und ein alter Engländer sassen.

Glücklicherweise war nur eine einzige französische Gesellschaft an Bord, die aus drei Damen und einem Herrn bestand. Nach Ansicht des Oberstewards aber war sie meiner nicht würig. Später erfuhr ich, dass diese Franzosen wegen Opiumschmuggels in Hongkong verfolgt wurden und wahrscheinlich auch noch bei ihrer Ankunft in San Francicco Schwierigkeiten haben würden. Ich sorgte natürlich unter der Hand für Weiterverbreitung dieses Gerüchts, und ich hatte den Erfolg, dass die Franzosen allgemein geschnitten wurden.

ZuTisch erschien fast alles in „evening dress". Ich hatte offen gestanden an einen Smoking gar nicht gedacht, und den musste ich doch unbedingt haben. Gleich nach dem Essen befahl ich meinem Boy, im Gepäckraum meine beiden grossen Koffer zu holen und meinen Smoking auszupacken. Der arme Kerl suchte stunden-

*) Aus dem neuesten Ullstein-Kriegsbuch „Die Abenteuer des Ostseefliegers" von Leutnant z. S. Killinger, das jetzt zum Preise von K 1·50, illustriert zur Ausgabe gelangt. Der Verfasser schildert, wie er in Libau von den Russen abgeschossen und festgenommen, durch China als „französischer Agent" verkleidet nach Japan und Amerika und endlich als „Vollmatrose" auf einem Norweger nach Europa flieht.

Der Tag des Schweigens.

Eine Karfreitagsbetrachtung.

Von **K. Altwallstädt**.

(Nachdruck verboten.)

In rührender, leidvoller Schönheit hangt er am Marterholz: Frauen in wallenden Gewändern heben das Auge zu ihm empor. Und ihren tränenden Blicken scheint sich das Antlitz des Gottes zu wandeln: Vertraute Züge nimmt es an. Nicht Christus sehen mehr die Trauernden — den eigenen, heiss beweinten Sohn, den treuen, liebreichen Gatten, den jungen, hoffnungsvollen Bruder glauben sie zu schauen. Denn starben nicht auch diese wie Jesus von Nazareth den Tod für andere, den Opfertod?

Sterben für andere! Nun haben wir wie nie zuvor erfahren und erfasst, was dieses Wort bedeutet. Uns, für die immer neue Scharen selbstloser Schirmer und Beschützer den bitteren Kelch des Todes leeren, uns, die wir den Weltkarfreitag, das riesenhafte Opfersterben, erleben, uns ist das Kreuz unendlich nahe gerückt, an dem der liebevollste Freund der irrenden Menschheit sein blutüberrieseltes Haupt neigt. Verständlicher, vernehmlicher als je spricht darum zu uns die herzergreifende Schwermut des Tages, der als der stillste, ernsteste im Jahre dasteht, als ein Trauermal im jungen Lenz.

„Schon zwitschert hier und dorten leise
Ein Vögelein aus weicher Brust
Und girrt die alte, süsse Weise
Von Frühlingswonn' und Liebeslust.
Doch plötzlich stockt sein holdes Locken,
Womit es um sein Bräutchen wirbt,
Dumpf mahnen die Karfreitagsglocken:
Der Herr der Kreaturen stirbt!"

So schildert mit hoher, dichterischer Zartheit Karl Gerok den mitleidvollen Schauer, der durch die Natur zu gehen scheint am „stillen Freitag". Verweilen wir noch etwas bei dieser Teilnahme der Natur am Leiden des Erlösers! Von einer Verfinsterung der Sonne während der qualvollsten Stunden des Gekreuzigten berichtet die Bibel. Stabreime von prachtvollem Ernst und erhabener Würde widmet diesem Ereignis der „Heliand", die älteste deutsche Messiade:

„Da ward, mitten am Tag, ein mächtig Zeichen
Wunderbar gewirkt über die weite Welt.
Als den Gottessohn auf den Galgen sie hoben,
Christ auf das Kreuz, da ward es kund überall:
Die Sonne verfinsterte sich, ihr freudiger Schimmer
Schien nicht mehr, sondern Schatten umfing sie
Dumpf und düster; Dunkelheit bedeckte
Den trübsten aller Tage; traurige Finsternis
Lag auf der Welt, so lange der waltende Christ
Qual am Kreuze litt, der Könige mächtigster
Bis zur None des Tages."

Und die biblische Sonnenfinsternis beim Leiden Christi, das biblische Erdbeben bei seinem Sterben, griff gleich dem „Heliand" auch das Volkslied auf. Es lag ihm dies nahe genug. Gerade die Volksdichtung liebt es ja so sehr, die ganze Natur teilnehmen zu lassen am Dulden edler Helden, am Tode guter Menschen! Laut auf in stürmischem Schmerz heult das Waldgebirge um den sterbenden Wojwoden, so singt ein bulgarisches Volkslied. Ein anderes erzählt von dem schönen, grünen Hügel, der vor Herzeleid verdorrt, als man drei Sklavenzüge junger, jammernder Mädchen an ihm vorübertreibt. Und um Gefangene, zum Tode Verurteilte, vergiessen im ungarischen Liede selbst die reissenden Tiere des Waldes Tränen des Mitleids.

Kein Wunder, wenn da die Volkslegende ein Vöglein kommen lässt, das sich des gemarterten Heilands erbarmt! Es will die schlimmen Nägel aus seinen Händen ziehen, aber der schwache Schnabel verbiegt sich dabei — Kreuzschnäbelein heisst es seit dieser heiligen Stunde.

Kein Wunder, wenn das Volkslied klagt und singt:

„Da Jesus in den Garten ging
Und ihm sein Leiden anefing,
Da trauert alles, was da was,
Da trauert Laub und grünes Gras . . .

Die Feigenbäume, die bogen sich,
Die harten Fels zerkloben sich,
Die Sonn' verlor ihr'n klaren Schein,
Die Vögel liessen ihr Singen sein . . ."

oder

„Im grünen Walde wird alles blass.
Es welket alles in Laub und Gras,
Sonn' und Mond verlürend ihr Schin,
Die Waldvögelin lönd das Singen sin.
Es erbebt die Erde, Felsen und Stei,
Die höchsten Berge springen entzwei.
Wer dieses Liedlein singen kann,
Der sing' es, er sei Weib oder Mann,
Der sing' es a l l e F r e i t a g nur ein Mol,
Sein Seel' wird Gott versorgen wohl!"

Dieses „Stillenfreitags lied" soll früher in der Tat in manchem Hause allfreitäglich gesungen worden sein, in der Hoffnung, die ewige Seligkeit dadurch zu erwerben.

Für das christliche Empfinden breitete sich vom Karfreitag, dem Sterbetage des Herrn, gleichsam ein Schatten über alle anderen Frei-

lang und kam dann ganz aufgeregt zu mir gestürzt, meine Koffer seien nicht zu finden! Ich fluchte furchtbar und liess sofort den Ersten Offizier zu mir bitten. Der ganze Gepäckraum wurde auf den Kopf gestellt, doch von meinen Koffern war keine Spur zu entdecken.

Bald wusste man im ganzen Schiff, dass von dem Gepäck des Mr. du Fais zwei Koffer fehlten.

Als wir den ersten japanischen Hafen anliefen, hatte ich an Bord bereits so viele Freundschaften geschlossen, dass ich von mehreren Seiten Einladungen erhielt, eine „party" an Land mitzumachen. Ich schloss mich einer amerikanischen Gesellschaft an, deren Teilnehmer Nagasaki von früheren Reisen her genau kannten.

An Land empfing uns ein japanischer Offizier zur Passkontrolle. Da wurde es mir doch etwas ungemütlich. Aber meine Amerikaner hatten ihre Pässe gar nicht mitgebracht, schüttelten dem Offizier die Hand und erklärten, wir seien eine grosse Gesellschaft und wollten eben nur mal einen Ausflug nach Mogi machen. Anstatt die Pässe zu revidieren, bestellte uns der Offizier Rikschas. Wir fuhren durch herrliche Bambuswälder und assen in Mogi zu Mittag. Dann tanzten wir, und abends ging's wieder an Bord.

Der nächste Hafen war Kobe. Hier lag ein Teil der japanischen Flotte, und es wurde an Bord bekanntgemacht, man müsse Pässe und sonstige Ausweise mitnehmen, wenn man an Land wolle. Hier schien also die Kontrolle sehr streng zu sein. Da das Wetter nicht gerade schön war, schlug ich vor, an Bord zu bleiben und eine „dancing party" zu veranstalten. Denn wenn ich allein an Bord blieb, so konnte das auffallen, und an Land zu gehen, schien mir hier doch etwas zu gewagt.

Nun liefen wir in Japan nur noch Jokohama an. Hier sollten wir allerdings einige Tage bleiben. Da sämtliche Passagiere erster Klasse an Land wohnen wollten, musste ich ebenfalls in ein Hotel gehen. Ein Verweilen an Bord hätte verdächtig erscheinen müssen. Das grösste und beste Hotel Jokohamas war mir gerade gut genug. Dort wohnte eben jeder, der etwas auf sich hielt.

Bei Tische lernte ich mehrere japanische Offiziere kennen, von denen ich bei den Gesprächen über den Krieg und unsere gemeinsamen Feinde, die Deutschen, manches Wissenswerte erfuhr.

Für den Abend hatten die mit mir im selben Hotel wohnenden Dampfergefährten einen Bummel durch Jokohama verabredet. Ich war höchst erstaunt, als die verheirateten Herren zu dieser Unternehmung ihre Frauen mitbrachten. Es kam ihnen aber ganz selbstverständlich vor, dass ihre Damen selbst in die zweifelhaftesten Lokale mitgingen. Um Mitternacht packten dann die braven Ehemänner ihre besseren Hälften in Rikschas und schickten sie nach Hause. Sie selber blieben mit uns zurück. — —

Als wir am nächsten Morgen um neun Uhr wieder ins Hotel kamen, wunderte ich mich, dass die Damen so gar keine Notiz von unserem „frühzeitigen" Nachhausekommen nahmen. Das mag wohl auf den Geschäftssinn der Amerikanerinnen zurückzuführen sein; denn es dauerte nicht lange, so erhob sich ein süsses Geflöte.

„Liebling, gehen wir jetzt einkaufen? Ich muss nur einen neuen Kimono haben!"

Diese Bedeutung von „only" hatte ich noch gar nicht gekannt. Denn als wir in ein grosses japanisches Kaufhaus gingen, da erstanden sich die Damen nicht „nur" einen Kimono, sondern eine ganze Wagenladung von seidenen Roben, Blusen und kostbarer Wäsche.

Gern wäre ich noch länger in dem schönen Jokohama geblieben. Dass ich entflohener deutscher Offizier, und dass Japan Feindesland war, hatte ich ganz vergessen.

Aber nach zwei Tagen musste ich wieder an Bord.



---

tage des Jahres. Sie galten als ernste Wochentage, an denen man fasten und nicht übermütig sein soll. „Wer am Freitag lacht, der wird am Sonntag weinen!" warnt das Sprichwort. Ja, der Freitag wird manchmal geradezu für einen Unglückstag gehalten, an dem nichts Wichtiges begonnen werden darf. Eine ganz besondere Scheu vor ihm soll man in Frankreich haben, angeblich, weil die Franzosen an diesem Wochentage zweimal eine Schlacht an die Italiener verloren hätten — nämlich die Schlacht bei Seminara am Freitag, den 21. April 1503 und eine Woche später die bei Cerignole!

Doch kehren wir vom gewöhnlichen Freitag zurück zum heiligen, stillen Freitag! An ihm verstummen überall in der katholischen Welt die melodischen Stimmen der Kirchenglocken. Sie reisen, so sagt die Legende, nach Rom, lassen sich dort vom Papste weihen und kehren am Ostermorgen mit schönerem Klange zurück. Ja, am Tage der Auferstehung und des Jubels erhalten einer lieblichen Sage nach selbst die in Sümpfen und Teichen versunkenen Glocken ihre Stimme wieder.

Für die Zeit, während Christus im Grabe ruht, tritt an die Stelle des Glockenklanges das Geräusch der Ratschen und Klappern. Die grossen Turmratschen werden vom Messner gedreht. Sie künden die Stunden und rufen zum Gottesdienst. In Spanien wird zu diesem Zweck die Matraca verwendet. Doch kommt dort auch die Zambomba, eine Art Waldteufel, für die bewussten Tage in Frage. In Südfrankreich soll mitunter zu einer Art Posaune gegriffen werden, ja, in einer Gemeinde der Auvergne erzeugt man das gewünschte Geräusch mit Hilfe des Strombusschneckengehäuses. Auf Korsika aber rufen an jenen Tagen der Trauer Schüsse feierlich zum Gottesdienst!

Nur eine Thräne.

Aus dem Polnischen des Ignaz Dąbrowski.
Uebersetzt von *Antonie Salomon.*

Gepflegt und gewartet habe ich sie, als wenn sie mir ein Kind, nicht aber mein Weib gewesen wäre, und dennoch ist sie gestorben!

Wieso das alles kam, wie man sie in den Sarg legte, wie sie mich zum Friedhof schleppten — ich weiss nichts mehr davon. Ich weiss nur, dass der Schnee sehr hoch auf den Strassen lag, dann hörte ich, wie die Erdschollen gegen den Sargdeckel kollerten, dann setzte mich jemand in den Wagen und brachte mich mit meiner Mutter nach Hause. Ich glaube dann an ihr Bett getreten zu sein und sie beim Namen gerufen zu haben. Sie antwortete nicht.

Ja richtig, an eine Sache weiss ich mich noch zu erinnern, an ihr Hochzeitskleid. Täglich hatte sie es geklopft, geputzt, etwas daran zu ändern gehabt, hatte es sorgfältig geplättet, sich zu irgend einem Balle rüstend. Man hatte ihr kein anderes gekauft, so wurde sie denn in diesem Kleide in den Sarg gebettet. Und auf dieses Kleid, dass sie im Leben so sehr geschont und sorgsam behütet hatte, begann der feuchte, dichte Schnee zu fallen, und ehe der Totenwagen den Friedhof erreicht hatte, war es nass und gänzlich verdorben.

Und warum ist sie denn gestorben? Warum? Hatte sie denn jemand etwas zu Leide getan? Und ich habe sie ja so sehr geliebt! Mit ihrem süssen Namen erwachte ich jeden Morgen, mit ihrem Namen schlief ich abends ein; und es gab keinen Gedanken, kein leises Wollen in mir, dem sie nicht Mittelpunkt, Anfang und Ende war. Sie war mir die ganze Welt, so dass alles, was mich umgab, nur durch sie, nur deshalb einen Wert für mich hatte, weil sie lebte, weil sie mein war. — Die Sonne? — Was nützt mir jetzt die Sonne? — Ihr Gesicht wird sie mir nicht mehr beleuchten. — Frühling? Vogelsang und Waldesgrün? — Was liegt mir jetzt daran? Sie wird es nie mehr sehen, nie mehr wird sie 's hören. — So lange sie lebte, war dies alles sehr schön, und ich habe auch begriffen, wozu es da war; aber wie soll ich denn jetzt etwas fühlen, etwas verstehen, wenn ich nur mit ihren Augen sah, wenn ich nur durch sie zu hören, zu fühlen, zu leben verstand.

Und jetzt ist sie gestorben. Es vergeht keine Minute, keine Sekunde, dass ich mir dies nicht wiederholen würde. Wie ihr Name früher mir stets gegenwärtig war, so verlässt mich jetzt das eine Wort nicht mehr: "Gestorben." Bei Tag und bei Nacht, wachend und träumend wiederhole ich es, mechanisch unwillkürlich, sogar wenn ich in gedankenloses Erstarren verfalle. Meine Lippen flüstern: Gestorben, aber meine Seele bäumt sich und schreit: nein, nein, es ist nicht wahr!

Denn wie so, wie so wäre sie gestorben? Gestorben? Ja, warum stürzt diese Welt nicht ein, wenn sie gestorben ist. Ohne sie kann ja nichts sein, und wenn es dennoch ist, dann — dann durfte sie nicht sterben.

Und so quäle ich mich denn, verstehe nichts, blicke in eine erschreckende Leere, und fühle bloss, dass es in meinem Kopfe dröhnt, wie von Hammerschlägen . . .

Wir hatten uns sehr rasch kennen gelernt und gleich einander liebgewonnen. An den Moment unserer ersten Begegnung denke ich, als wenn es heute wäre. Und sie steht mir vor Augen, lebendig, gerade so, wie sie damals war. Ja, das gestreifte Kleidchen, das Band am Halse sehe ich ganz deutlich.

Es begann, wie die Liebe gewöhnlich beginnt. Ich benötigte einige Farrenblätter als Vorlage zu einem Bilde. Ich trete in einen Blumenladen. Es war um die Mittagsstunde, kalt frostig und sonnig, dass der Schnee förmlich blendete, und der Himmel so blau, so strahlend blau . . . Ich trete in den Laden, ein kleines Paradies: Blumen, Blumen, nichts als Blumen, ein berauschender Duft. Hinter dem Ladentisch ist niemand zu sehen, aber abseits, unter einem riesigen Philodendron, sitzt ein Mädchen und bindet kleine Sträusschen; ein Köpfchen hat sie, so schön, wie es keine Madonna aufweist. Sie sitzt gebückt, die Fingerchen bewegen sich flink; sie schaut mich nicht an.

„Guten Morgen!" sage ich.

„Guten Morgen!" erwidert sie. „Der Herr wird sich einen Augenblick gedulden, ich bin gleich fertig."

Und sie blickt mich nicht an. In einer Hand hält sie einen dünnen Draht und umwindet damit hurtig das Sträusschen; und so schön ist sie und rosig, so sonderbar zart und durchsichtig, als wenn sie am Philodendron erblüht wäre. Eine echte, duftende Blume, oder ein entzückendes Vögelchen . . .

„So," sagt sie, „jetzt stehe ich zu Diensten." Sie erhebt sich, klopft mit den Fingerchen die Erde von der Schürze ab und schaut mich an. Solch blaue Augen habe ich nie gesehen. Nie. Manchmal ist der Himmel des Morgens so blau; aber nur ein Weilchen, gerade vor Sonnenaufgang, wenn er sich im Tau spiegelt. Und Wimpern, geradezu märchenhaft!

Ich vergesse, weshalb ich gekommen war und scharre mit den Füssen wie ein Student. Da kracht es; ich höre, wie etwas zu Boden fällt und in Stücke bricht. Sie schreit: „Ach!", ich wiederhole dieses „ach" und wir bücken uns beide. Ich hatte eine Hyazinthe heruntergeworfen.

„Das macht nichts", sagte sie und beginnt, die Scherben und die verstreute Erde zusammenzunehmen.

Ich bitte sie um Verzeihung, entschuldige mich, klage mich an.

„Das macht nichts," wiederholte sie, „der Gärtner hat es schlecht hingestellt, das macht nichts."

Und beide trachten wir die kleinen Erdschollen und Scherben wegzuräumen; unsere Köpfe und Hände begegnen sich oft, denn wir greifen manchmal nach demselben Stück, was ich sogar mit Absicht tue.

Inzwischen plaudern wir.

„Wie ungeschickt ich bin!"

„Aber das kann sich ja jedem ereignen", tröstet sie mich. „Wie oft zerbreche ich selbst etwas oder lasse es fallen; ich weiss, dass das unangenehm ist."

Wie von ungefähr werfe ich das kleine Häuflein Scherben auseinander.

„Ach, Sie stören ja nur," sagte sie, „ich will schon allein alles zusammen nehmen."

„Gott behüte!" wehre ich ab, „das kann ich nicht zugeben!" Und wieder berühre ich statt eines Blattes ihr rosiges Fingerchen.

„Und die Hyazinthe? . . . Darf ich sie nehmen . . . zum Andenken?" frage ich.

Sie beginnt rot zu werden, schweigt eine Weile, endlich sagt sie:

„Bitte."

„Aber als Andenken?" frage ich.

Wieder schweigt sie ein Weilchen, errötet noch stärker, und sagt dann, aber schon ganz leise: „Bitte."

Und als ich dann nach Hause ging, da war mir's, als sei der lichte Tag noch heller, der Himmel noch strahlender, und der Schnee glitzerte, funkelte, wie mit Tausenden von Brillanten besät.

So begann ich denn täglich hinzugehen; anfangs, um Blumen zu kaufen, später wie von ungefähr, und zuletzt — so, ohne jeden Vorwand.

Eines Sonntags kam sie zu mir, in mein Atelier, mit einer Freundin. Wie lange hatte ich darum betteln und flehen müssen.

„Wie kann ich Sie denn besuchen?" frug sie, das wundervolle Köpfchen senkend. „Das schickt sich ja nicht."

Da wir aber schon damals beschlossen hatten, einander zu heiraten, so musste ich sie meiner Mutter vorstellen, und deshalb kam sie.

Die Mutter hatte ich schon früher vorbereitet. Ich wollte, dass sie sie lieben lerne, ehe sie

sie noch gesehen. Aber mein armes Mütterchen war tief gekränkt. Alle ihre schönen Heiratsprojekte, die sie sich zurechtgelegt hatte und deren Mittelpunkt bald die Tochter eines reichen Juweliers, bald eine höchst ehrbare und reiche Hausherrnstochter gewesen war, sah sie jetzt vernichtet. Wohl versuchte sie noch, mich zu überreden, sie bat und führte allerlei Argumente ins Treffen, ich aber küsste ihre alten Hände und wiederholte unaufhörlich: „Nein, Mutterl, nein, ich heirate nur die „Janka". Natürlich gab sie zuletzt nach. Sie liebte mich über alles, sie hat nur mich in dieser Welt, was blieb ihr zu tun übrig?

Des Morgens begannen wir schon unser Stübchen zu ihrem Empfange herzurichten. Ich schob die Möbel von einer Ecke in die andere und frug immer die Mutter, ob es so gut sei; die Mutter aber kehrte und stäubte leise seufzend alles ab und zog aus der alten Kommode die Ueberreste einstiger Herrlichkeiten: Tafelgeschirr und dergleichen hervor.

Es war ein schöner, milder Apriltag. Kleine, flockige Wölkchen zogen gleich weissen Vögeln am Himmel hin. Durch die geöffneten Fenster guckte die Sonne in jedes Winkelchen. Es war so frisch, man konnte den Frühling förmlich greifen. Auf den Dächern schwatzten die Spatzen. Alles schien sich dieses Frühlings, dieser sonnigenWärme, dieses wonnigenSonntags und unseres Glückes zu freuen.

Und als sie endlich kam, etwas befangen — ganz rosig von der kleinen Anstrengung,da war mir's, als stünde plötzlich der Himmel offen. Ich hatte an Frühling und Sonne, hatte an unser Glück fast vergessen und blickte nur sie an, ihr süsses Gesichtchen, welches mir unter dem breiten Hute, aus der weissen Gazewolke entgegenlächelte. Dass ich ihr nicht sofort zu Füssen gestürzt war, das ist mir heute ganz unbegreiflich.

Meine Mutter empfing sie ernst, beinahe strenge. Sie setzte die Brille auf, nahmdas kleine, strahlende Köpfchen in ihre beiden Hände und blickte sie lange forschend an. Es scheint aber, dass sie dies klare Gemüt gleich durchschaut hatte, denn sie küsste sie auf die Stirne und sprach mit zitternder Stimme: „Gott segne Euch!"

Dann betrachteten wir gemeinschaftlich unsere ganze Wohnung, und mir erschien sie heute wie ein Paradies, weil s i e da war. Es war, als bliebe überall, wo sie hinschritt, ein Teil ihres Selbst zurück, eine Spur ihrer Füsschen, ihres Atems, ihres Lächelns. Ich flüsterte ihr fortwährend etwas ins Ohr, sie aber, ganz rosig und strahlend, senkte die Blicke und währte mir lächelnd: „Oh, seien Sie doch ruhig!" Am längsten aber blieben wir im Atelier. Sie trat langsam und vorsichtig auf, als ob sie irgend etwas zu beschädigen fürchte. Ich erklärte ihr alles, wie man malte, wie die Farben gerieben wurden, zeigte ihr Pinsel, Palette, und alles interessierte sie so sehr, oft lachte sie in kindischer Freude. Jedes Bildchen nahm sie zur Hand und frug: „Haben Sie das gemalt?" „Ja, ich selbst." „Oh das ist schön!" und schon griff sie nach einem zweiten. — „Und dieses da haben Sie auch gemalt?" — „Nein, dieses nicht." — „Dann ist es nicht schön —" Und sie würdigte es keines Blickes mehr. Mein armes Lieb, von Malerei verstand sie nichts. Lange vermochte sie kein Aquarell von einem Oelbilde, keinen Oeldruck von einem Original zu unterscheiden.

Als ich ihr zuletzt ihr eigenes Bild, aus dem Gedächtnis gemalt, zeigte, konnte sie sich lange nicht beruhigen. Sie lachte es an, berührte es von allen Seiten, betrachtete es erstaunt, wie ein Kind, das sein Spiegelbild erblickt. Immer wieder rief sie: „Wie konnten Sie das so malen! Wie konnten Sie das so machen!" Und als ich ihr das Bild schenkte, da war sie ganz ratlos, und flüsterte unter Tränen: „Oh, ich habe Sie so lieb."

Ich zog sie an mich und zum erstenmal küsste ich sie auf den Mund. Ihr Mund! Dieses süsse, rote Mündchen! . . . Mir ist's, als sollte ich etwas zerreissen, zerfleischen, als sollte ich mich am Boden wälzen und heulen — unmenschlich heulen.

Unsere Trauung fand des Abends, ganz im stillen statt. Janka machte den Eindruck eines kleinen Mädchens, dem man ein langes Kleid gegeben. Mein armes Mutterl weinte bitterlich vor Freude und Rührung; lange, schrecklich lange vermochten wir sie nicht zu beruhigen. Und wir zwei! Wahrlich, wir wussten nicht, ob wir lachen oder weinen, uns freuen oder betrüben sollen. Ueberhaupt weiss ich mich an dies alles nur sehr unklar und nebelhaft zu erinnern. Ich weiss nur, dass wir glücklich waren, so glücklich, dass wir ganz einfach nicht wussten, was mit unserem Glücke zu beginnen.

Am nächsten Tage . . . die Frühstücksstunde ist mir noch genau erinnerlich. Ich erwartete sie lange bei Tische, denn obgleich sie, wie ich deutlich hörte, sich einigemal der Tür näherte und sogar nach der Klinke griff, hatte sie doch immer wieder Kehrt gemacht. Endlich aber kam sie, etwas bleich und ungewöhnlich ernst. Obgleich sie die Augen offen hielt, schien sie nichts zu sehen oder wollte eigentlich nichts sehen, mich am allerwenigsten.

„Guten Morgen, Janka", begann ich.

„Guten Morgen!" erwiderte sie, immer noch meinen Blicken ausweichend. Und plötzlich begann sie rot zu werden. Dunkle Glut bedeckte ihre Wangen, Stirne, Ohren, ja sogar das schlanke Hälschen. Sie bückte sich, an den Falbeln ihres Schlafrockes nestelnd.

„Ah, wie hat sich meine Herrin schön herausgeputzt", sage ich, um ihr über die Verlegenheit hinwegzuhelfen. Sie aber noch immer glutübergossen und gebückt, begann sich zu rechtfertigen.

„Ich nicht — wirklich nicht — nur die Mutter — ja nur die Mutter hiess mich — diesen Schlafrock zu nehmen — ich nicht . . ." Und immer nestelte sie eifrig an den Falbeln.

„Diese Verschwendung", necke ich sie, „meine Herrin macht grossen Staat, wird den Mann zugrunde richten."

„Das ist aus lauter Resten zusammengesetzt, so wahr ich meine Mutter liebe — Ganz allein habe ich es aufgenäht — da hier ist es gestükkelt — und hier — und hier —

Und sie beginnt mit süssem Ernst verschiedene kunstvolle Nähte und Zeichen vorzuweisen. Bevor das Frühstück beendet war, sassen wir bereits auf e i n e m Sessel.

Und das Mittagessen dann! Unser erstes, gemeinschaftliches Mittagessen! Sie band eine Schürze vor und wollte selbst kochen. Meine Mutter wollte sie zur Küche hinauskomplimentieren, ich ging hin, um sie ins Zimmer zu holen, sie wollte jedoch nicht nachgeben.

„Ich verstehe sehr gut zu kochen", sagte sie, „und unsere erste Mahlzeit muss ich selbst bereiten."

Die Mutter lacht und neckt sie: „Geh' zu deinem Manne, hier bist du ganz überflüssig."

„Ja, was werde ich denn dort machen?" fragte sie und wird rot. Ich weiss noch alles. An jede Speise kann ich mich erinnern. Wir gehen zu Tische, die Mutter winkt mir und sagt: „Nun, wir wollen sehen, was diese Grasmücke uns geben wird." Ich koste die Suppe und mache ein schiefes Gesicht.

„Nun! habe ich nicht recht gehabt?" spricht die Mutter. „Ungesalzen", sage ich. „Meine Herrin ist ganz und gar nicht verliebt" und ich blicke ernsthaft auf Janka. Sie ist ganz beschämt.

„Es ist nicht möglich!" versichert sie. „Habe ich doch so viel Salz hineingetan! Aber warte — gleich — gleich —" Und sie nimmt eine Prise Salz zwischen die kleinen, rosigen Fingerchen und beginnt damit meinen Teller zu umkreisen. Und ich hasche nach den süssen Fingerchen, küsse einen nach dem andern, und da es dann über die Schulter nicht so weit mehr war, so küsste ich immer weiter, bis zum rotenMündchen . . . Beim Braten gab es wieder etwas. Ich ziehe einen Faden aus meinem Rocke, lege ihn unbemerkt auf den Teller und behaupte, ihn im Braten gefunden zu haben. Janka schlägt die Hände zusammen. „O, mein Gott!" ruft sie entsetzt. „Wie konnte das da hereingekommen sein?" Ich glaube, dass wir schon wieder das Essen unterbrachen.

Wie lange sie krank war, weiss ich nicht. Ich glaube, es dürfte eine Woche gedauert haben. Vielleicht etwas weniger oder mehr; wahrlich, ich weiss es nicht. Mir begannen die Tage, die Morgen und die Abende in einen Knäuel sich zu wirren, ich vermochte nicht zu sagen, ob ein Tag oder mehrere vergangen waren. Ich kann mich nicht erinnern. Eines Nachmittags ging sie aus. Es war ein grimmiger Frost. Als sie zurückkam, klagte sie über Halsschmerzen. Ich wollte den Arzt holen, sie gab es nicht zu. Sie beruhigte mich, meinte, es würde vorübergehen und ich — gab nach. Ja, das weiss ich genau — ich gab nach.

Am nächsten Morgen bat sie schon selbst um Hilfe. Ich brachte einen Arzt, er kam und sagte: „Diphtheritis." Ich wollte es nicht glauben. Ich brachte den zweiten, dritten, sie sagten dasselbe. Ich begriff nicht viel. Mir wurde es bereits wirr im Kopfe. Ich bat nur, dass sie nicht weggehen, dass sie sie behüten sollen, bei Tag und bei Nacht. Sie wollten nicht . . . Sie zuckten die Achseln und meinten, es wäre — überflüssig. Warum? —Ich hatte nicht den Mut, zu fragen. Sie verschriebenAllerlei, empfahlen verschiedene Mittel. Ich wollte ihr Zimmer nicht verlassen. Die Arzneien holte ein anderer, ich glaube ein Kollege. — Welcher? — Ich weiss es nicht . . . Dann kam eine Nacht — eine schreckliche Nacht — Sie begann sich zu würgen — zu ersticken. Sie war bewusstlos. Der Arzt kam und fing an, ihr etwas aus dem Halse zu reissen — Ich wollte ihn schlagen, aber man hielt mich — Ach — Entsetzen! — Des Morgens hörte ich das Wort: Operieren. Ich floh aus dem Hause. Es begann etwas über mich hereinzustürzen und ich verstand nichts, nichts mehr.

Wusste sie, dass sie sterben müsse? Ich weiss es nicht. Zuletzt konnte sie nicht mehr sprechen unud erkannte uns nicht immer. Und wenn sie bei Bewusstsein war, da sah sie uns so gross an, als wollte sie fragen: wa ist das? — was geschieht mit mir? — ja, warum rettet ihr mich nicht?

Und nichts, nichts mehr als diese ewige, stumme Frage, dieses hilflose Staunen, diese Angst und dieses Nichtverstehen. Bis einmal meine Mutter sich über sie beugte und leise sprach: „Schon."

Es war genug. Ich hatte verstanden.

Was werde ich hier, ohne dich, meine Janka, beginnen? Für wen habe ich zu leben, für wen zu arbeiten, auf wen zu warten? Ich will lieber zu dir gehen. Wenn du durch meine Schuld gestorben wärest, wenn ich irgendwie zu deinem Tode beigetragen hätte, ich würde ein längeres Verbleiben hier als gerechte Sühne betrachten, ich würde alles ertragen, geduldig ertragen — so aber — warum soll ich mich denn quälen, wofür Busse tun? Ich lebte, weil du lebtest, ich arbeitete, weil es für dich war, ich liebte — nur dich, dich allein, meine Janka. Jetzt ist mir nichts geblieben. Du warst mein Glück, meine Wonne, und zuletzt wurdest du meine Qual, ich aber liebe dich mehr für diese Qual, für diese unseligen Stunden, als für jene lichten, goldigen Tage, die wir zusammen verlebt haben. Ich sehe dich nicht so heiter, so lächelnd, wie du anfangs gewesen; nein, du stehst mir vor Augen so traurig, so arm, so erschrocken und geängstigt, dass ich dich an meine Brust drükken und dir zuflüstern möchte: „Nicht fürchten, meine Kleine, nicht fürchten, mein armes Lieb."

Das Leben — ja, ein wenig Leid ist's mir um mein Leben. Natürlich. So viel geträumt, so viel gehofft, und alles geht jetzt dahin. Mir tut es noch mehr leid um dich, meine Janka, so leid, so bitter leid, dass ich mir nicht mehr zu helfen weiss, und deshalb will ich zu dir. Dir ist es dort einsam und bange, mir ist es so schlecht hier, worauf sollen wir denn da warten?

Und siehst du, ich lächle jetzt. Meine Augen sind voll Tränen, aber ich lächle. Denn, wie süss wirst du mich begrüssen, mein Janka! Denn ich werde ganz unverhofft kommen, ganz plötzlich werde ich vor dir stehen und dich fragen: „Wie geht es dir, Janka?" — Und du wirst erstaunen und wirst dich freuen und ein wenig erschrecken. Dann wirst du sagen: „Bist du gekommen, mein Teurer?"

Und dann — ich weiss nicht, ob wir dort einen Körper haben, ob wir einander sehen werden, aber dass weiss ich, dass wir uns in einer Umarmung unsere Seelen oder Körper vereinen werden, um uns nie, nie wieder zu trennen.

Siehst du, meine Janka, siehst du?

Du musst noch auf mich warten, Janka! Heute begann ich von meiner Mutter Abschied zu nehmen. Ich lächelte unter Tränen und wiederholte fortwährend: „Jetzt ist es schon gut, jetzt ist es gut." Und sie, welche diese Tränen als den ersen Beweis meines Erwachens zum Leben, meiner wiedergewonnenen Daseinsempfindung betrachtete, begann Gott zu danken, und weinte zuletzt, seit meiner Trauung zum erstenmal — vor Freude.

Ich sank vor ihr nieder u. umfasste schluchzend ihre Knie. Sie beugte sich über mich, versuchte zu sprechen. Da fühlte ich plötzlich, wie aus ihren armen, alten Augen e i n e Träne auf mein Haupt fiel, so sonderbar heiss, so schwer, dass mein Kopf von ihren Knien zu ihren Füssen niedersank.

Nein, meine Mutter, ich kann dich hier nicht so allein lassen; gut, ich will warten und dann — zu ihr, zu meiner Janka, gehen wir beide zusammen.

UNION-BANK.

Die **siebenundvierzigste ordentliche Generalversammlung** der Aktionäre der Union-Bank findet **Freitag, den 20. April 1917,** um 11 Uhr vormittags im Anstaltsgebäude, I., Renngasse Nr. 1, statt.

TAGESORDNUNG:

1. Jahresbericht des Verwaltungsrates.
2. Bericht des Revisionsausschusses über den Rechnungsabschluss des Jahres 1916 und Beschlussfassung über denselben.
3. Beschlussfassung über die Verwendung des Reingewinnes.
4. Wahlen in den Verwaltungsrat.
5. Wahl des Revisionsausschusses für das Jahr 1917.

Die stimmberechtigten Herren Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilzunehmen wünschen, wollen ihre Aktien in Gemässheit des § 27 der Statuten*) spätestens am 12. April l. J. deponieren, und zwar:

in **Wien** bei der Liquidatur der Union-Bank,
in **Triest** bei der Filiale der Union-Bank,
in **Lemberg** bei der Union-Bank, Filiale Lemberg,
in **Budapest** bei der Ungarischen Agrar- und Rentenbank Actien-Gesellschaft oder bei der Ungarischen Hypotheken-Bank,
in **Berlin** bei der Dresdner Bank,
in **Frankfurt a. M.** bei der Deutschen Effekten- und Wechsel-Bank oder bei der Dresdner Bank in Frankfurt a. M.,
in **München** bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank oder bei der Dresdner Bank, Filiale München,
in **Nürnberg** bei der Dresdner Bank, Filiale Nürnberg,
in **Basel, Genf, St. Gallen** und **Zürich** bei dem Schweizerischen Bankverein oder bei der Eidgenössischen Bank (A. G.)

Die Aktien sind bei der Liquidatur der Union-Bank mittels einfacher, bei den anderen Erlagstellen mittels doppelter Konsignation einzureichen. Dem Einreicher wird hierüber eine Empfangsbestätigung erfolgt, gegen welche nach abgehaltener Generalversammlung die Aktien rückgestellt werden. Das Stimmrecht kann vom Aktionär oder von dessen gesetzlichem Vertreter persönlich oder durch Bevollmächtigung eines anderen stimmberechtigten Aktionärs ausgeübt werden. (§ 28 der Statuten.)

Wien, 31. März 1917.

205

UNION-BANK.

*) § 27. Der Besitz von je 20 Aktien gibt das Recht auf eine Stimme in der Generalversammlung.
Zur Ausübung des Stimmrechtes ist erforderlich, dass die Aktien längstens acht Tage vor dem Zusammentritte der statutenmässig berufenen Generalversammlung in die Gesellschaftskasse oder an einen anderen vom Verwaltungsrate zu bestimmenden Ort hinterlegt werden.

OSTERANZEIGER.

EMPFEHLENSWERTE GESCHÄFTE.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia Ludowa in Krakau.